

Winfried Henze

Lob der Kalkleiste



und allerlei zum Schmunzeln über ihre Träger.
Dazu einiges, was einem beim Nachdenken
über längst vergangene Zeiten
so alles einfallen kann.

Winfried Henze

Lob der Kackeiste

**und allerlei zum Schmunzeln über ihre Träger.
Dazu einiges, was einem beim Nachdenken
über längst vergangene Zeiten
so alles einfallen kann.**

Mit Illustrationen von
Claudia Gabriele Meinicke

www.verlag-monikafuchs.de
www.limonarte.de

Bibliografische Informationen der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in
der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-947066-95-7
© 2024 by Verlag Monika Fuchs | Hildesheim

Text: Winfried Henze | Adlum
Illustrationen: Claudia Gabriele Meinicke | Merseburg
Covergestaltung: AliciaQ. | Bilder: Adobe Stock – Rauchfaß: © Jan
Tepass | Kalkleiste (Priesterkollar): ©Anyka
Layout und Satz: Die Bücherfüxin | www.buecherfuexin.de

Alle Teile dieses Buches sind urheberrechtlich geschützt. Vervielfältigungen, Abdrucke, Bearbeitungen, Verfilmungen etc. sind nur mit Erlaubnis der Rechteinhaber gestattet. Anfragen richten Sie bitte an den Verlag.

Printed in Poland 2024 | www.bookpress.eu

Inhaltsverzeichnis

- 7 Liebe Leserinnen und Leser!**
Zum Geleit
- 9 Respekt vor den Trägern der Kalkleiste?**
Lasst uns mal in den autoritären Nebel pusten
- 26 Kinder bringen es auf den Punkt**
Nicht immer zum Vergnügen der geistlichen Herren
- 33 Weißdornhecken und Landeplätze
des Heiligen Geistes**
Eine akademische Rede
- 44 Weihrauch und morscher Deckel**
Von Düften und Argumenten bei einer
pfingstlichen Firmfeier
- 53 Nach Canossa gehen wir nicht!**
Über die antirömischen Wallfahrtsorte in
Deutschlands Norden
- 78 Quellennachweis**
- 79 Bücher von Winfried Henze**

Liebe Leserinnen und Leser!

Zum Geleit

Bitte erlauben Sie mir, ehe es losgeht, ein persönliches Wort. Ich bin inzwischen in einem Alter, in dem alle paar Jahre ein Jubiläum herannahet. Zurzeit ist es mal wieder so weit. So denke ich jetzt zuweilen über all die Jahre nach, über die Menschen, denen ich begegnet bin, nicht zuletzt über die Schar meiner geistlichen Mitbrüder, von denen die allermeisten längst in der Ewigkeit angekommen sind.

Ein höchst mannigfaltiges Bild entfaltet sich da! Herzlich lade ich Sie ein, es mit Spaß zu betrachten, und dabei auch in eigenen Erinnerungen zu stöbern. Manchmal bringt einen dieser »Blick zurück« zum Nachdenken über Heutiges und kann uns Mut machen. Wie schnell verliert Bedrängendes seine Kraft! So jedenfalls empfand ich es zum Beispiel beim Besuch der »antirömischen Wallfahrtsorte« hier im Norden Deutschlands, die doch einst bitterernste Emotionen weckten – und heute eher zur Erheiterung beitragen, sodass ich mit Spaß im Schlusskapitel davon erzählen kann.

Viel Freude beim Lesen!

Ihr

Winfried Henze

Respekt vor den Trägern der Kalkleiste?

Lasst uns mal in den autoritären Nebel pusten

In unseren Tagen ist auf das Miteinander von Priester und Gemeinde durch die furchtbaren Missbrauchsfälle ein tiefer Schatten gefallen, und mit Recht wird gefragt: Ist ein harmloses Erzählen wie in den Zeiten von Don Camillo und Peppone überhaupt noch angebracht?

Wir alle haben gelernt, dass der Respekt vor dem priesterlichen Amt und die Sorge um das Ansehen der Kirche nicht dazu führen dürfen, dass Straftaten verschleiert werden, die Nöte der Opfer nicht beachtet und Kinder nicht gehört werden, wenn sie von ihrer Bedrängnis sprechen wollen. Da sind auch die Geduldigsten in den Gemeinden dankbar, dass in unserer Kirche endlich aufgedeckt und durchgegriffen wird, vielleicht sogar mehr und besser als in anderen Bereichen der Gesellschaft.

Niemals darf man Träger eines hohen Amtes und großer Verantwortung in einen Nebel der Unantastbarkeit hüllen, der genaues Hinsehen verhindert und Unterwürfigkeit erzeugt, im Staat darf man das nicht, beim Sport nicht, in der Publizistik nicht und am wenigsten in der Kirche.

Aber lässt sich falscher Respekt in der Kirche wirklich nur mit jenem bitter-ernsten Kampf gegen die »klerikalen Machtstrukturen« verhindern, zu dem einige beim »Synodalen Weg« aufgerufen haben? Hilft es nicht oft viel besser, wenn man in den autoritären Nebel hineinpustet und von hohen Herren Geschichten erzählt, die menschliche Schwächen aufdecken? Wo ein bisschen wohlwollendes Augenzwinkern erlaubt ist, wirkt Kritik nicht selten durchaus erfolgreich, ohne zu verletzen. Und umgekehrt wird jedem ermöglicht, »denen da oben« auch mal verdientes Lob auszusprechen, ohne damit schon wieder falsche Autorität zu fördern.

Gibt es noch geistliche »Originale«?

Zuweilen erinnere ich mich an ein Gespräch, das vor Jahren ein Mitbruder mit dem damaligen Bischof geführt hat. Er soll dem hohen Herrn geklagt haben: »Ach, Exzellenz, die Zeiten sind so ernst geworden. Die Originale im schwarzen Rock werden immer seltener.« Der Bischof aber soll ihm tröstend geantwortet haben: »Lieber Mitbruder, Sie sind auf dem besten Wege, eins zu werden ...«

Haben wir Priester nicht alle Grund, über dieses Thema nachzudenken, Grund auch zu großer Dankbarkeit gegenüber unseren Gemeinden, die uns mit unseren »Macken« ertragen? Was für eine Umstellung bedeutet es doch für sie, wenn ihr Pfarrer versetzt

wird und sie sich an den total anderen Stil gewöhnen müssen, den der Nachfolger mitbringt! Und meist sind sie dazu bereit. Gewiss helfen sie sich, wenn's allzu »originell« wird, auch durch ein bisschen gutmütigen Spott – der fast immer nichts anderes ist als ein untrügliches Zeichen echt christlichen Wohlwollens.

Historisch exakt?

So ist unser »Lob der Kalkleiste« gemeint. Von den vielseitigen Aspekten dieses unpraktischen weißen Halsringes (korrekt »Kollar« genannt) und seinen Trägern soll in diesem Büchlein ein wenig erzählt werden.

Erlebtes und Gehörtes aus längst vergangenen Zeiten kommt da zusammen, gewiss nicht alles mit »historisch exaktem« Anspruch. So manche Einzelheit ist ja erst beim häufigen Weitererzählen, ja sogar in der persönlichen Erinnerung wie von allein dazugekommen. Aber auch solche, oft recht farbige Details sollen hier nicht weggelassen werden, denn sie lassen erkennen, was den Menschen bemerkenswert war, Zeitgenossen wie Späteren, wie Ereignisse oder Persönlichkeiten gewirkt haben und wie man sie eingeschätzt hat – dabei nicht selten in der Treffsicherheit Archivare und genau arbeitende Chronisten überbietend.

Manchmal staune ich selbst darüber, wie farben- und kontrastreich das Bild wird, das vor unseren Augen entsteht, wenn von Priestern längst vergangener

oder auch heutiger Zeit erzählt wird, wie unterschiedlich und kritisch sie selber zuweilen auch gegenseitig den Stil ihrer Mitbrüder im Sprechen und Auftreten beurteilt haben.

Klerikale Macht

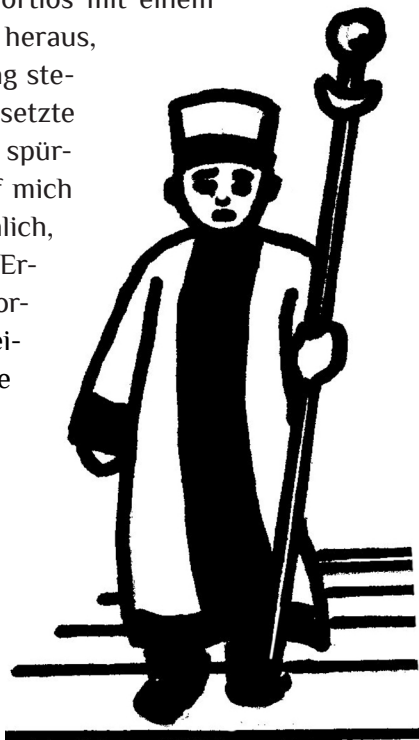
Klerikales Machtgehabt unterliegt, wie gesagt, heutzutage zu Recht herber Kritik, doch ich muss zugeben: Meine erste Erfahrung auf diesem Gebiet, die ich als Achtjähriger gemacht habe, war zwar sehr wirksam, hat jedoch kein Trauma ausgelöst. Damals fanden alle, ja, am Ende auch ich selber, das Geschehen ganz selbstverständlich, maßvoll und nutzbringend. Hinzu kommt, dass die Respektperson, von der es ausging, gar kein Priester war, doch habe ich damals auch von dem nicht minder umstrittenen Phänomen des »Laien-Klerikalismus« keine seelische Wunde davongetragen.

Lassen Sie mich erzählen:

Vor der Messe hatte ich mich mit einem Mitschüler gezankt, und wir hatten angefangen, uns gegenseitig Kraftausdrücke an den Kopf zu werfen. Unglücklicherweise kam der Betreffende dann in der Kirche auf einen Platz direkt hinter mir, und so setzte sich der unangebrachte Dialog noch in der Messe fort, wobei ich schließlich aufstand und mich umwandte, um meinem Kontrahenten meine Meinung ins Gesicht zu sagen. Doch da hatte ich nicht mit einer wichtigen

Institution unserer Gemeinde gerechnet. Sie bestand aus einem würdigen Herrn, der durch seinen Stab in der Hand leicht an einen Bischof, durch seinen roten Talar gar an einen Kardinal erinnerte und von den Leuten allgemein der »Domschweizer« genannt wurde. Er ging gemessenen Schrittes durch die Kirche, zweifellos mit dem Herzen ganz beim Geschehen am Altar, aber mit seinen wachen Augen auch beim mitfeiernden Gottesvolk. Als er an unserer Bank vorbeikam, holte er mich wortlos mit einem Wink des Zeigefingers heraus, ließ mich im Mittelgang stehen (oder knien) und setzte seine Runde fort. Ich spürte, wie alle Augen auf mich gerichtet waren. Peinlich, peinlich! Es war eine Erlösung, als er wieder vorbeikam und mich mit einem Wink zurück in die Bank ließ.

Gewiss bin ich durch dieses Erleben kirchlicher Autorität weder zum Musterknaben noch zum frühen Revolutionär geworden. Aber immerhin genügte bei



ähnlichem Verhalten, das ich später als Halbstarker bei der Katechese in der Göttinger St. Pauluskirche an den Tag gelegt hatte, ein Stirnrunzeln des Herrn Dechanten, um mich zur Tugend zurückzurufen.

Spott und Confraternität

Unsere Einsicht, ein bisschen Spott könne doch dem Ansehen der hohen Geistlichkeit nicht schaden, ist offenbar uralte. Jedenfalls gibt es genug Beispiele aus längst vergangenen Zeiten, wie unbefangen die Herren selber damit umgegangen sind.

Da meinte ein Domherr zu Hildesheim, einer seiner Mitbrüder sei doch wohl allzu sehr um seine Gesundheit besorgt, und dazu bemerkte er trocken: »Er predigt immer vom Himmel, aber rein will er nicht!« Oder als Besagter gar vom drohenden Tode sprach: »Er ankt und stöhnt schon wieder, dass er sterben muss, dabei hat er sich gestern erst Kohlen bestellt!«

Selbst in Rom wird an ähnliches erinnert: Auf die lange Regierungszeit Papst Leos XIII. anspielend, hätten sich seinerzeit Kardinäle angewöhnt, nicht mehr von »Seiner Heiligkeit«, sondern von »Seiner Ewigkeit« zu sprechen ...

Das Häselein

Von Kardinal Bertram, dem Erzbischof des Riesensbistums Breslau, wird erzählt, dass er, der trockene Niedersachse, mit der gemütvollen Herzlichkeit vieler schlesischer Priester nicht viel anzufangen wusste.

In einer großen Priesterkonferenz, so wird berichtet, sei das segensreiche Wirken eines Paters in höchsten Tönen gerühmt worden: »Es war ein unvergesslicher Sommertag im Gebirge. So warmherzig hat er da von der Güte des Schöpfers gesprochen, vom Duft der Rosen, vom Gesang der Nachtigallen, von der Milde des schattenspendenden Buchenwaldes, von springenden Rehlein, rauschenden Bächen und erquickenden Quellen. Uns allen wurde da warm ums Herz. Die Tür des Kirchleins stand offen. Da kam doch tatsächlich ein Häselein herangehoppelt, um den Worten des Paters zu lauschen ...«

Bertram: »Das hatte wohl den Kohl gerochen.«



Wer ist der Tote?

In der Berliner Hedwigskathedrale feierte man das Requiem für Bischof Nikolaus Bares. Den hatte der Papst erst vor kurzer Zeit vom Bischofsstuhl in Hildesheim in die Reichshauptstadt versetzt, und so lag es nahe, dass sein Hildesheimer Nachfolger, Bischof Dr. Joseph Godehard Machens, zur Gedenkpredigt eingeladen wurde. Der aber liebte bei der Rede barocke Fülle und kunstvollen Aufbau. An die respektlose »Klappe« der Berliner, auch mancher Priester, hatte er wohl weniger gedacht. Unter zahlreichen Mitbrüdern saß in der Kathedrale auch Johannes Pinsk, bekannt für kluge Anregungen und eine spitze Feder.

Bischof Machens holte bei der Würdigung des Verstorbenen weit aus. Jeden Abschnitt seiner Predigt eröffnete er nach altem Stil mit einer rhetorischen Frage, die er dann detailgenau selbst beantwortete:

»So frage ich: Wer ist der Tote, den wir heute bestatten?«

Vom schönen Moselland war dann die Rede, wo Nikolaus Bares aufgewachsen war, von frommen Eltern, Wallfahrtsorten und Heiligen des Landes und seiner reichen Geschichte.

»Und wieder frage ich: Wer ist der Tote, den wir heute bestatten?«

Jetzt war die Schulzeit des Bischofs Bares dran, die religiöse Einstellung seiner Lehrer, sein theologischer Werdegang. Und feierlich ging's weiter:

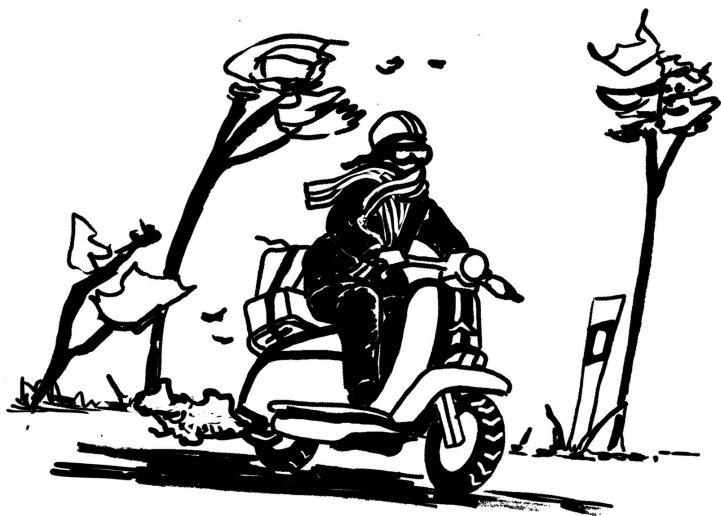
»Noch einmal frage ich: Wer ist der Tote, den wir heute bestatten?«

Da aber konnten etliche die Stimme des Johannes Pinsk hören: »Also, danach sollte man sich doch nun wirklich vorher erkundigen!«

Gebührenfrei

Jetzt aber lasst mich ein bisschen selbst Erlebtes zum Lob der Kalkleiste erzählen.

Mit einem Motorroller in die Sommerferien fahren – was gibt es Schöneres! Schon lange hatte ich mich darauf gefreut, denn es sollte zur Segelflugschule Feuerstein gehen, die der überaus tüchtige Jugendseelsorger Jupp Schneider nahe beim Jugendhaus der Erzdiözese Bamberg in Gang gebracht hatte. Endlich war der Tag gekommen. Das wenige Gepäck war schnell in einem Karton verstaut und auf den Gepäckträger des Rollers geschnallt, dabei der »Feriendress«, der weniger Platz brauchte als das geistliche Outfit mit der Kalkleiste. Das hatte ich deshalb anbehalten, einfach einen Schal umgeworfen und eine dicke Jacke über die Dienstmontur gezogen. So hatte ich mich auf meine Lambretta geschwungen und war losgebraust. In Hochstimmung ging es durch die deutschen Lande, Höchstgeschwindigkeit immerhin 75 km/h. Irgendwo im Fränkischen übersah ich ein Stopp-Schild und querte eine Vorfahrtstraße, ohne anzuhalten. Es gab zwar kein Verkehrsproblem, aber am Straßenrand



stand ein Polizeibeamter, der mich mit der Dienstkelle heranwinkte.

»Ist Ihnen klar, was Sie da eben gemacht haben?«

Demütige Antwort: »Ja, ich hätte halten müssen.«

»Wo kommen Sie denn her?«

»Aus Bremen.«

»So weit?«

Tatsächlich: Der Blick aufs Nummernschild bestätigte: Es stimmte.

»Zeigen Sie mal ihren Führerschein!«

Um an das begehrte Dokument zu gelangen, musste ich jetzt meine Jacke aufknöpfen, und dabei kam der verräterische Priesterkragen zum Vorschein.

»Sind Sie ein Pfarrer?«

»Nein, so weit habe ich es noch nicht gebracht. Nur Kaplan.«

Der Beamte schien in tiefes Nachdenken zu verfallen. Schließlich fragte er: »Wollen Sie hier irgendwo Ferien machen?«

»So ist es.«

Dann aber, nach einer Schweigepause, richtete sich der Polizist ganz gerade auf, und mit Amtsmiene fragte er: »Sind Sie mit einer gebührenfreien Verwarnung einverstanden?«

Was sollte ich ihm anders antworten als: »Vielen Dank, Herr Wachtmeister!« Der aber beschloss die Vernehmung, nicht mehr ganz so amtlich, aber umso herzlicher: »Ich wünsche Ihnen einen guten Urlaub im Frankenland!«

Tür nicht richtig zu

Ich weiß nicht, wo es herkommt, aber ich habe immer wieder Zeichen geradezu brüderlichen Einvernehmens zwischen Priestern und der Polizei erlebt, sogar international.

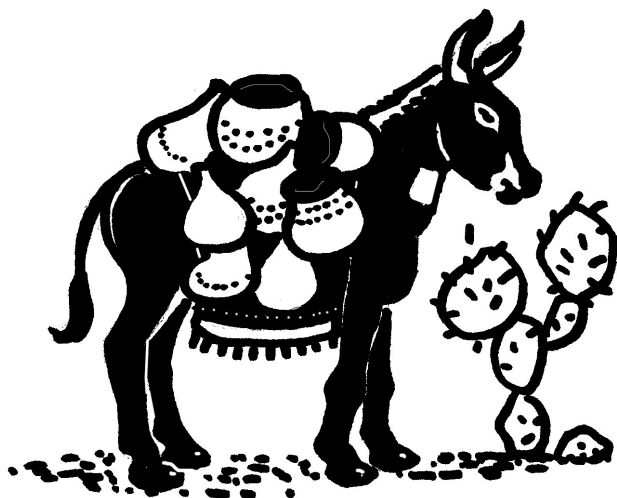
Beim Katholikentag in Hannover 1962 war für uns oft Eile angezeigt, und so waren wir zu dritt in einem VW-Käfer reichlich schnell unterwegs. Plötzlich ein Schreckensruf: »Die weißen Mäuse!« Tatsächlich fuhr direkt neben uns eine Motorradstreife der Verkehrspolizei. Eine harte Mahnung und die Ankündigung einer Anzeige erwartend drehte unser Mitbruder am Steuer

die Seitenscheibe herunter. Aber da erlebten wir, dass einer der Beamten uns Kalkleistenträger scharf musterte, um dann zu rufen: »Wollte Sie nur aufmerksam machen: Ihre rechte Tür ist nicht richtig zu!« Mit Vollgas brausten sie davon. Wir aber setzten unsere Fahrt mit sauber eingehaltener Tempogrenze fort ...

Lastesel Padrecito

Mit einer kleinen Journalistengruppe war ich im Auftrag von »Misereor« und »Adveniat« in Lateinamerika unterwegs, und da es durch mehrere Staaten ging, mussten wir öfter durch Zoll- und Passkontrollen. Dabei fiel mir alsbald eine unerwartete Aufgabe zu. Die Kollegen hatten bei der Reise manches interessante Souvenir erworben, mit Mustern der indigenen Kultur bemalte Kalebassen oder Tonvasen zum Beispiel, und waren nun bange, diese Konterbande beim Ex- oder Import wieder herausgeben, zumindest aber jeweils verzollen zu müssen. Ähnliches befürchteten sie für ihre wertvollen Kameras. Ihr Ausweg: Sobald wir den Flieger verlassen hatten und der Kontrollstelle zustrebten, wurde ich zum Packesel für all diese kostbaren Dinge.

Und tatsächlich: Während die »Zivilisten« eifriger Kontrolle unterzogen wurden, galt mir schon beim Herannahen der freundliche Gruß: »Oh, el Padrecito!« Und temperamentvoll wurde ich durchgewunken.



Noch heute ist mir eine Szene auf dem Flughafen von Lima in Erinnerung, wie in der Nachbarbox Herr Dr. Hoffacker, Adveniatchef und ganz sicher mit seinem Pass voller Ein- und Ausreisestempel leicht als Prominenz erkennbar, seinen Koffer öffnen und alles bis aufs letzte Hemd vorzeigen musste. »Grüß Gott, Herr Doktor!« rief ich zu ihm hinüber, in dessen Auftrag ich ja unterwegs war, und dankbar muss ich bekennen, dass er mir mein fröhliches Gesicht, das ich dabei gezeigt habe, nicht übelgenommen hat.

What a pity!

Wirklich spannend aber wurde es erst bei der Rückreise. Sie war so geplant, dass wir in New York fast einen Tag lang Zeit bis zum Anschlussflug hatten, eine Chance, wenigstens kurz die Weltstadt zu erleben, vielleicht mit dem Expresslift aufs Rockefeller-Center zu fahren, die phantastische Aussicht zu genießen, oder vom Battery-Point zur Insel mit der Freiheitsstatue hinüberzuschauen.

»Vergiss deinen Impfpass nicht!«, hatten mich die Kollegen gewarnt. »Beim Thema Gesundheit kennen die Amis keine Gnade!« Aber ausgerechnet dieses Dokument konnte ich nicht finden. War es ins aufgegebenes Gepäck geraten? Ich sah meine Hoffnung dahinschwinden, fasste mir dann aber ein Herz und wollte wenigstens einen Versuch wagen. Mit demütigem Antlitz zeigte ich dem Beamten meinen Reisepass ohne das so wichtige Impf-Dokument. Als er mich kritisch musterte, bemerkte ich kleinlaut, fast bittend: »It's for a one-day-stay only.« Er aber machte nur eine einladende Handbewegung und sagte: »Oh, father, what a pity!«

Die Kollegen, denen ich beim Weiterflug die Geschichte erzählt habe, bemerkten nur: »Kein Wunder! Du hattest wohl wieder deinen Kragen um. Die Polizisten in New York haben fast alle einen irischen, also katholischen Background!«

Zu dieser Story gibt es noch eine österreichische Variante. Dr. Nikolaus Wyrwoll, der lange beim vatikanischen Amt für die Einheit der Christen gearbeitet hat, wollte, so wird erzählt, in die Alpenrepublik einreisen.

Grenzer: »Ham's an Pass?«

Den hatte der Herr Prälat ganz sicher, er fand ihn aber nicht gleich an gewohnter Stelle, und so fing er an, in seiner Tasche zu suchen. Es wollte nicht klappen. Schließlich sagte der Beamte mit milder, geradezu tröstender Stimme: »Schon recht. Wann's einen g'habt hätten, hätten's den müssen vorweisen.«

Und wenn's ernst wird

So manchen Spaß haben wir mit der Kalkleiste erlebt. Einmal aber wurde es bei mir sehr ernst. Nach Mitternacht wurde ich vom Telefon aus dem Schlaf gerissen: »Unser Nachbar, der alte Karl, ist eben mit Blaulicht abgeholt worden, ins Krankenhaus. Soll ein Schlaganfall sein!«

Um diese Stunde noch rumtelefonieren, um einen Seelsorger am Ort zu alarmieren? Hat keinen Sinn. Also los! Schnell angezogen, aus der Kirche die heilige Hostie geholt, ins Auto. Die Straßen waren zu dieser Nachtstunde frei, und glücklicherweise wusste ich ungefähr, wo in der großen Stadt diese Klinik liegt. An der Rezeption hatte man offenbar an meinem Priesterkragen sofort erkannt, was ich zu dieser ungewohnten Zeit wollte. Ich sagte den Namen des

Patienten, erfuhr Station und Zimmer und lief los. Ein paarmal kam ich in dem verzweigten Gebäude an Ecken vorbei, wo um diese Zeit kein Besucher durchgelassen worden wäre. Ich rief nur Stations- und Zimmernummer und erhielt sofort Auskunft, zum Beispiel: »Geradeaus, dann rechts zum Aufzug, zwei Etagen rauf!«

Ich traf den Schwerkranken noch bei Bewusstsein an, konnte ihm die Sakramente spenden und habe noch lange sein dankbares Lächeln in Erinnerung behalten.

Dank der Kalkleiste ...

Ein Nachtrag zwischendurch

So hat die Kalkleiste oft wirksam geholfen, und eigentlich ist es schade, dass sie für manche Kritiker zum Markenzeichen der Konservativen geworden ist. Sie hat sich nämlich als durchaus wandlungsfähig erwiesen und bei vielen Priestern, auch Bischöfen, die Form des »Oratorianerkragens« angenommen. Diese Kombination von normalem Oberhemd und schwarzem Pullover ist bequemer und weist doch den Träger deutlich als Angehörigen des Klerus aus. Ein Beitrag zur Vereinbarkeit von Tradition und Fortschritt.

Übrigens taucht sie neuerdings doch in der alten Form wieder auf und lässt somit über die Nachhaltigkeit kirchlicher Reformen grübeln. Mich erinnert sie an eine Mahnung, die einst meine Oma an mei-

ne Schwester gerichtet haben soll, als der ihr bestes Kleid nicht mehr gefiel: »Mädchen, wirf das Kleid nicht weg! Häng es in den Schrank! Ich wette: In ein paar Jahren wird es wieder Mode ...«

Kinder bringen es auf den Punkt

Nicht immer zum Vergnügen
der geistlichen Herren

Wenn's gar zu feierlich wird mit dem Klerus, sorgen Kinder zuweilen für die unerwartete Korrektur. Lasst mich erzählen.

Robert Marheineke war als Pfarrer von St. Paulus zu Göttingen genau der richtige Mann. In der ganz überwiegend protestantischen Stadt mit der weltberühmten Universität war er nicht nur der Seelsorger seiner Diasporagemeinde, er sah auch die Aufgabe, gute Kontakte mit der evangelisch-lutherischen Kirche zu pflegen und unter den Gelehrten und Spektabilitäten der Georgia Augusta ein wenig als örtlicher Repräsentant der katholischen Weltkirche zu erscheinen, mit Würde, versteht sich. Er war ein Herr und liebte Feierlichkeit, nicht zuletzt auch beim Gottesdienst, den er gern in der Form des »dreispännigen« Levitenamtes vollzog, zuweilen mit viel Weihrauch und mit einer vorzüglich von seinem Gemeindechor intonierten Messe von Giovanni Luigi da Palestrina.

Manchen in der Gemeinde war das allerdings eine Spur zu viel Feierlichkeit und die hatten ihm den Spitznamen verpasst »Unser Fürstdechant«.

Der in der Mitte?

Ausgerechnet in einem solchen Festgottesdienst soll ein Kind, noch keine vier Jahre alt, unruhig und zap-pelig geworden sein, sodass die Mutter schließlich, als es zur Wandlung ganz still geworden war in der Kirche, ihr Kind vielleicht ein bisschen zu laut mahn-te: »Nun sei mal ein bisschen artig! Hier in der Kirche ist der liebe Gott!« Darauf der Dreikäsehoch, eben-falls ein paar Bänke weit noch gut zu hören: »Mama, ist das der in der Mitte?«

Ein andermal ereilte es den ökumenisch eingestell-ten Dechanten bei der Kinderkatechese. Er hatte das Evangelium von der Heilung der zehn Aussätzigen vorgelesen und fragte nun die Kinder: »Warum kam denn nur einer zurück, um Jesus zu danken?« Erst gab es eine Weile Schweigen, dann zeigte ein Zweitkläss-ler auf und rief fröhlich: »Herr Dechant, die anderen waren alle evangelisch!«

Fietjes Enthüllung

Die Tücke der Kinderkatechese musste auch der Pfar-rer Bernward Neisen erleben. Er war ganz und gar ein Mann des Volkes, neigte nicht zu geistlich-feierlichem Auftreten, eher zu kräftigen Worten, wenn er sich ge-ärgert hatte. Im Chaos des Kriegsendes hatte er ein hilfloses Kind, das seine Eltern und jeglichen Schutz verloren hatte, in seine Obhut genommen. So wurde

das Pfarrhaus zum neuen Daheim für den Kleinen, und dabei blieb es auch, als der Pfarrer nach Bremerhaven-Lehe versetzt wurde, um die dortige Herz-Jesu-Gemeinde zu übernehmen. Dort kannten bald alle den munteren Fietje, der im Pfarrhaus aufwuchs.

Im Familiengottesdienst hatte der Pfarrer das Evangelium vom Pharisäer und Zöllner vorgelesen. »Pharisäer – was waren denn das für Leute?«, fragte er jetzt die Kinder. Auch hier kam nicht gleich eine Antwort, bis sich Fietje meldete: »Das sind die Herren vom Kirchenvorstand!«, krächte er in die Kirche.

Nur den Schlausten

Noch härter soll es dem Bischof von Osnabrück, Wilhelm Berning, bei einem Gemeindebesuch irgendwo in Schleswig-Holstein ergangen sein. Damals war nach dem Tode des Papstes gerade das Konklave in Rom zusammengetreten, um den Nachfolger zu wählen, und der Bischof nutzte die aktuelle Situation, um in einer Kinderkatechese ein bisschen über das hohe Amt an der Spitze der Weltkirche zu sprechen.

»Wer kann denn jetzt Nachfolger werden?«, fragte er die Kinder

»Muss ein Bischof sein!«, hieß die prompte Antwort.

»Egal, ob Kardinal oder nicht?«

Alle einig: »Ja!«

»Egal, aus welchem Land?«

Nochmals alle: »Ja!«

Da wurde der Bischof unvorsichtig und fragte:
»Könnte ich das also auch sein?«

Erst Schweigen. Dann zeigt ein Mädchen auf und ruft laut: »Nein!«

Bischof Berning, etwas überrascht: »Und warum nicht?«

Darauf das Kind, ganz sicher, wie aus langer Erfahrung: »Dafür nehmen sie immer nur den Schlausten!«

Grammatikfehler

Das Folgende muss schon länger her sein, denn heute gibt es kaum noch in der Schule eine Klassenarbeit zu Fragen des Katechismus, auch nicht in Bayern, wo unsere Geschichte spielt. Aber ausgerechnet in unseren Tagen, in der Zeit des »Synodalen Weges«, sollen konservative Leute die Story ausgegraben und mit Lust herumgereicht haben.

Ein Kind hatte, so wird erzählt, alle Katechismusfragen wörtlich genau beantwortet – und dennoch keine Eins erhalten. Ein winziger Grammatikfehler soll daran schuld gewesen sein.

Die Frage lautete: »Was sind die Bischöfe der katholischen Kirche?« Und das Kind hatte exakt den Katechismus zitiert: »Die Bischöfe der katholischen Kirche sind die rechtmäßigen Nachfolger der Apostel.«

Aber da hatte es versehentlich »rechtmäßig« in zwei Worten geschrieben ...

Damit er verschwindet

So machen die Kinder mit ihrer Direktheit uns Priestern zuweilen einige Not. Aber haben sie nicht oft auch recht, ganz oder doch ein bisschen? Helfen sie uns nicht manchmal sehr, wenn sie eine Katechese auf eine ganz andere Bahn bringen als ursprünglich geplant?

Ich wollte vom hohen Rang und von der Ästhetik des Gottesdienstes sprechen und fragte die Kinder: »Warum trägt der Priester bei der Messe so kostbare Gewänder?« Antwort eines Jungen: »Damit er darunter verschwindet!«

Stirnrunzeln in der Gemeinde: War das nicht eine Frechheit? Aber ich musste dem Jungen vollständig recht geben. Er hatte sogar, überaus treffend, etwas ausgedrückt, was wir zuvor schon einmal durchgenommen hatten: Der Priester steht am Altar nicht für sich selbst, sondern an Christi Stelle. Er muss wissen, dass seine eigene Person ganz hinter diesem Auftrag zurücktritt.

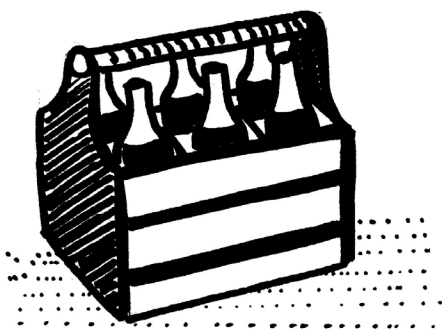
Stoff zum Nachdenken über ein höchst aktuelles Thema, ausgelöst durch eine Kinderantwort ...

Nothelfer Rolli

Ein andermal ging es um die Hochzeit zu Kana, wo Jesus Wasser in Wein verwandelt und damit nicht nur seine Herrlichkeit offenbart, sondern auch den Bräu-

tigam vor Spott und einer großen Blamage gerettet hat. Um die Sache ein bisschen dramatischer zu machen, erinnerte ich die Kinder an mein erst kürzlich gefeiertes Priesterjubiläum und fragte: »Was hätten unsere Männer wohl gemacht, wenn es im Pfarrgarten plötzlich kein Bier mehr gegeben hätte?« Diesmal aber kam die Antwort sofort: »Die hätten von Rolli was nachgeholt!«

»Rollis rollende Theken«, die örtliche Fachfirma für große Zeltfeste und die dazugehörigen Getränke, die kennt hier jeder. Und schon die Kinder wissen, dass in unserer Pfarrgemeinde bei wichtigen Anlässen in Eigenverantwortung gehandelt wird, Ich konnte nur bestätigen: »Du hast recht. Dafür brauchte Jesus bei uns kein Wunder zu wirken, das hätten wir noch selber geschafft!«



**Nachtrag I.:* Rolli, so wird erzählt, soll dem Jungen persönliche Getränkefreiheit bis zum 14. Lebensjahr gewährt haben.

**Nachtrag II:* In unserem Dorf hat es meines Wissens noch nie eine Theorie-Diskussion über klerikale Macht und die Mündigkeit der Laien gegeben, wohl aber einen sehr selbständigen (und erfolgreichen) Protest, als die Bischöflichen Behörde aus Kostengründen unsere Kirche als »entbehrlich« eingestuft hatte.

Weißdornhecken und Landeplätze des Heiligen Geistes

Eine akademische Rede

Nachdem ausführlich von der Kalkleiste die Rede war, wird es nunmehr Zeit, das Niveau zu heben, in einem doppelten Sinne. Einmal soll dem bloßen Erzählen die dringende wissenschaftliche Auseinandersetzung folgen, zum anderen aber auch der Gegenstand der Betrachtung um eine Stufe erhöht werden, genauer: Vom Hals und seiner geistlichen Einfassung wird der Focus auf die höheren Regionen gerichtet, wo Bart und Haarschopf wachsen. Damit dokumentieren wir hier im Original eine akademische Rede vor dem Priesterrat der Diözese Hildesheim über (an)brennende Grundfragen kirchlicher Reform, die Weihbischof Hans-Georg Koitz als Moderater außerhalb der Tagesordnung zugelassen hat, als Spannung (oder auch Langeweile) überhandzunehmen drohten.

Hochwürdiger Herr Bischof,
hochwürdige Herren Weihbischöfe,
liebe Mitbrüder, verehrte Gäste,
sehr geehrte Damen und Herren!

Es wird ernst in der Kirche. Sie braucht Reformen. Das II. Vatikanische Konzil fordert den Klerus zu einer einfachen Lebensweise auf, zum Verzicht auf aufwändi-

ge barocke Traditionen. Die haben aber offensichtlich auch ihre Freunde, und schon ist die bange Frage zu hören: Wird es wirklich keine apostolischen Prototypen mehr geben? Wird die Kirche arm an weißen Mitren, violetten Paspelierungen und klangvollen klerikalen Titeln? Wir schürfen, wie immer, tiefer und fragen nicht nur nach den geistlichen Kopfbedeckungen, sondern nach dem, was darunter wächst (oder ausbleibt). So bitte ich Sie und euch um Aufmerksamkeit für eine kurze akademische Rede, die der Problematik auf den Grund (genauer: auf die Haut) geht.



Zunächst bitte ich herzlich, mir eine persönliche Unsicherheit hinsichtlich des ja gar nicht mehr so neuen Kirchenrechtes vergeben zu wollen und es hinzunehmen, dass ich hier den Canon 282 des geltenden Ge-

setzungsbuches zum Gegenstand weiterführender Überlegungen machen möchte, jene Bestimmung, die es den Klerikern gebietet, sich aller Dinge zu enthalten, die nach Eitelkeit aussehen (im lateinischen Original: »Ab omnibus quae vanitatem sapiunt se abstineant«).

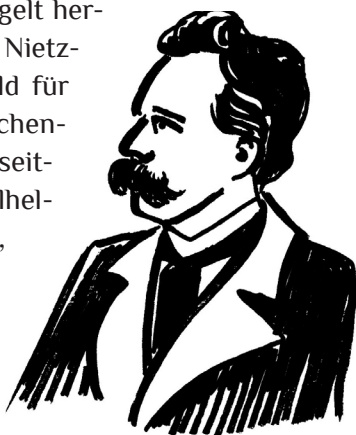
Die Bestimmung geht sehr ins Grundsätzliche und lässt der Phantasie freien Raum, was denn nun nach Eitelkeit aussehen könnte. Beim Nachforschen stieß ich auf die Tatsache, dass diese Bestimmung an die Stelle des Canon 136 im alten Kirchengesetzbuch getreten ist, dessen Aussage freilich viel konkreter lautete: »Die Kleriker haben die Tonsur zu tragen.« Jenen Haarkranz also, der eine mehr oder weniger große Kahlfläche auf dem geistlichen Haupt umgibt. Dies gilt zwar nur, sofern nicht die Landessitte anderes vorsieht (»nisi recepti populorum mores aliter ferant«). Doch wo trifft dies zu? In Rom etwa? In Deutschland oder Österreich? Das mag umstritten sein. In jedem Falle aber ist den Geistlichen eine einfache Haartracht vorgeschrieben (»capillorum simplicem cultum adhibeant«).

Wärmende Vollbärte? Der Kirchenrechtskommentar von Retzbach hat seinerzeit darauf hingewiesen, dass das Verbot des Barttragens der Geistlichen 1917, bei der Einführung des neuen Codex, in Kraft blieb – so hatte es die römische Konzilskongregation am 10. Januar 1920, also mitten im Winter, entschieden. Und der Rechts-Kodex Papst Johannes Pauls II. schreibt in Kanon 4 §2 vor, dass bis jetzt geltende Gewohnheiten

bestehen bleiben – also gilt auch das Bartverbot für Priester. Immer noch ...

Die Materie ist unübersichtlich und schwierig, und dabei doch von so erheblicher Bedeutung. Der Bart macht den Mann – so muss es die Kirche noch im 17. Jahrhundert gesehen haben. Wenn damals ein Germaniker, einer der als besonders klug geltenden deutschen Theologiestudenten in Rom, in Anwesenheit des Papstes eine Probepredigt zu halten hatte, war er zum Tragen eines Bartes verpflichtet, und wenn ihm ein solcher noch nicht entsprossen war, bedurfte er für seinen Auftritt einer Dispens. Schon daraus ergibt sich, wie stark selbst Bedeutungsvolles in der Kirche über die Jahrhunderte hin schwankender Beurteilung ausgesetzt ist. Wer will da einem Dogmatik-Youngster zu Münster übelnehmen, wenn er den totalen Wandel der Dogmen propagiert?

Was kann ein Bart alles aussagen! Muss er, wenn er ungezügelt hervorquillt wie bei Friedrich Nietzsche, sogleich ein Sinnbild für angestrebtes Übermenschentum sein? Bekommt er, seitlich gezwirbelt, einen wilhelminischen Charakter, oder, auf ein ärmliches Quadrat reduziert, gar einen rechtsradikalen? Lassen wallensteinsche



Spitzen auf fehlende ökumenische Gesinnung schließen?

So wirft schon der Schnurrbart – exakter, wie einst Eduard Zimmermann formulierte: der Oberlippenbart – eine Fülle von Fragen auf.

Wie aber ist es zu deuten, wenn es weiter unten ums Haupt herum sprießt und wächst? Die hohe Kunst, so auszusehen, als habe man sich genau drei Tage nicht rasiert, erzeugt einen absolut zwiespältigen Eindruck. Es könnte darin die Strenge der alten Anachoreten, der ägyptischen Wüsten-Einsiedler, angedeutet sein, es könnte eine nostalgische Sympathie für Yassir Arafat gemeint sein, oder auch eine Solidaritätserklärung an die Traditionsträger der 68er-Revolution. Was aber, wenn ein vorsitzender Bischof zwar die Dreitagefrist überschreitet, das volle Zuwachsen jedoch sorgfältig vermeidet: Unentschiedenheit? Oder Raffinesse, die das Endziel noch verborgen hält?

Geistliche Mitbrüder mit Bärten: Bedenkt, auf welche Problematik am Rande des Kirchenrechtes ihr euch einlasst!

Noch viel schwieriger gestaltet sich das Problem bei Ordensleuten, was an einem konkreten Beispiel erläutert sei: Kommt einem ein Mensch in einer Franziskanerkutte entgegen, wie sie von Ordensangehörigen zuweilen anlässlich einer Friedensdemo oder in Erwartung eines Bischofs- oder Provinzialbesuches angelegt wird, dann ergibt sich folgendes Dilemma:

* *Mit Bart* ist das dann entweder ein konservativer Kapuziner, der nach alter Sitte seinen Rauschebart trägt – oder ein fortschrittlicher Franziskaner, der ihn sich hat stehen lassen, um seine Nähe zur Befreiungstheologie anzudeuten.

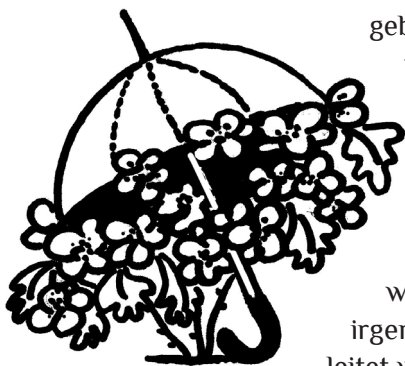
* *Ohne Bart* hingegen kann es sich nur um einen konservativen Franziskaner handeln – oder aber um einen progressiven Kapuziner, der sich aus Gründen des Aggiornamento vom Image des friedlichen Konrad von Parzham losgemacht hat.

Womit erwiesen ist, dass das Bartproblem voller paradoxer Symbole steckt.

Ist es nun mit der Haartracht weiter oben etwa anders? Hier sind die Gaben, die der Schöpfer dem männlichen Teil der Menschheit mit auf den Weg gegeben hat, noch weitaus mannigfaltiger und widersprüchlicher als im Bartbereich, wo schließlich jedem, der möchte, wenigstens einiges entspringt. Nein, weiter oben gibt es – wie immer, gerade auch in der Kirche – gewaltige Unterschiede, man denke da an die marmornen Häupter so mancher Herren Kardinäle oder Bischöfe, Köpfe wie von Praxiteles! Und ich erinnere mich daran, wie mein verehrter akademischer Lehrer, Prof. Erich Riebartsch, der bekannte Rundfunkprediger, gelegentlich mit ernster Stimme verkündete: »Heute Nachmittag kommt mein Friseur!« – um dann gütig kritische Zwischenrufe zu überhören: »Nun, er wird sich doch wohl nicht überarbeiten!«

Wenn solche Herren dezent auf immer noch, wenn auch spärlich vorhandenen Haarwuchs anspielen und denselben sorgfältig pflegen, muss man ihnen dann vorwerfen, es ginge ihnen in ihrer reaktionären Gesinnung doch nur darum, etwas zu erhalten, was längst zum Aussterben bestimmt ist? Auch sollte man das nicht unreflektiert als Eitelkeit bewerten. Könnte es nicht sein, dass sie nur den Stolz auf jene Fläche unterdrücken wollen, die ob ihrer strahlenden Glätte manchen fasziniert, ein Landeplatz des Heiligen Geistes sozusagen?

Was ist dem Schöpfer auf diesem Gebiet alles eingefallen, von Blaise Pascal bis Wladimir Iljitsch Lenin, von Novalis bis Theodor W. Adorno, von Diego Maradona bis Anton Bruckner! Es ist kühn, daraus irgendeine Determination oder Berufung abzulesen. Gewiss, es gibt Häupter, die einen bischöflichen Pileolus, dieses pfiffige violette Rundkäppi, geradezu magisch anziehen, auf dass es auf ihnen hafte wie eine Kontaktlinse auf dem Augapfel. Aber es gibt, bei zweifellos nicht minder Qualifizierten, auch das Gegenteil: dass diese Kippa catholica auf Widerstand stößt, nicht recht aufsitzen mag wie einst bei einem alsbald dennoch zu Höherem berufenen Sekretär der Deutschen Bischofskonferenz. Im Stile Gilbert Keith Chestertons formulierten damals manche, das sehe ja aus, als sei ein ausgespannter violetter Regenschirm aus unerklärlichen Gründen auf der dichten Weißdornhecke eines westfälischen Bauernhofes liegen-



geblieben – nein: Es verbietet sich hier die Annahme jeder Art von Vorherbestimmung. Aus dem, was auf dem Haupte sprießt, kann, so meine ich, keine göttliche Zuweisung oder Verweigerung irgendwelcher Würden abgeleitet werden.

Noch mehr ist davor zu warnen, unser Thema der Moralthologie anzuvertrauen, etwa der sorgfältigen Pflege vorhandener Fülle oder aber dem Stolz auf deren vollständiges Verschwinden den höheren ethischen Standard zuzubilligen, womöglich eine kirchliche Karriere von der Haartracht abhängig zu machen. Dergleichen würde nur zu Parteibildung und Spaltung führen, oder aber neue Formen von Gleichmacherei hervorbringen. Das mag hier im Hause an einem historischen Beispiel erläutert werden:

Niemand wird behaupten wollen, die prächtigen Perücken der Fürstbischöfe, die man auf Gemälden in (noch nicht der neuen konziliaren Armut angepassten) Bischofshäusern betrachten kann, böten eine Lösung. Die würden zwar Unterschiede überdecken und so die Kirche zur Vorreiterin der Chancengleichheit machen, andererseits aber würden sie, sollte man sie als Dienst-Outfit vorschreiben, die diözesanen Kas-